

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

234 (8.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Ministerhaltung und Willen

Herbstfahrt quer durch Südfrankreich

Lyon—Marseille

Bangsam rattert das gemütliche badische Bahntier die Schwarzwaldbahn entlang. Hell leuchten die wogenden Getreidefelder, die roten Dächer der kleinen, ländlichen Dörfer und die Kopfbedeckungen der braunen Bauernmädels, die die ersten Korngarben zusammensetzen. Dahinter liegen schwarze Hügel, bepackt mit festen, hohen Tannen, die wie mahrender Ernst über der heiteren Landschaft liegen. Ein geeignetes Land, in dem fröhliche Menschen groß werden. Und doch: ihre Heimat ist gefährliches Grenzgebiet geworden. Unheimlich nahe liegt das französische Elsass. Ein paar verfallene Stationen hinter Appenweiler kommt schon der Grenzort Kehl. Die wenigen Passagiere werden kontrolliert und vom deutschen Beamten besonders streng nach dem mitgenommenen Bagage befragt.

Eine fürchterlich verbaute Brücke führt über den nun französischen Rhein hinüber nach Straßburg. Wenn man viele Stunden Aufenthalt hat, sucht man schnell die Sehenswürdigkeiten: das weltberühmte Münster und die eigentlich noch schönere Altstadt. Mehr noch aber profitiert man von einem planlosen Bummel, bei dem man die Menschen beobachten kann. Unwillkürlich wirft sich die Frage auf: französisches oder deutsches Wesen? Man versucht zu prüfen und zu erkunden. Außerlich ist der französische Einschlag unverkennbar, dem wahrscheinlich von offizieller Seite kräftig nachgeholfen wird. Französische Beamte, Polizisten, die genau denen von Paris ähneln, und die fremden Aufschriften sind das, was immer zuerst auf den Zuschauer wirkt, ohne jedoch mehr als eben die Auswirkung einer anderen Staatsautorität zu sein. Dagegen könnten die bis auf die Straße reichenden offenen Kaffeehäuser mit ihrer lässigen Architektur, die promeniierenden Offiziere und die lebhaften, geschminkten Mädels ebenso irgendwo in der Champagne sein. Dazu wird von den Menschen auf der abendlichen Hauptstraße überwiegend französisch gesprochen.

Spät in der Nacht fährt der Schnellzug nach dem Süden ab. Nach reichlichem Gebränge ergattert man einen Platz und ist dann überrascht, auch in der dritten Klasse ein bequemes Liebergestell zu haben. Neben mir der kleine Handelsreisende aus Paris schmacht schon nach einer halben Stunde, und gegenüber senkt sich das hübsche Gesicht der charmannten Südfrau immer gefälliger nach der Schulter ihres Nachbarn hin. Fast habe ich ihn um seinen Platz beneidet. Draußen scheinen nur schwach die dunklen Umrisse der Vorberge auf der einen und des Schwarzwaldes auf der anderen Seite durch die Nacht.

Als wir beim Morgengrauen die dunklen Stoffvorhänge an den Fenstern in die Höhe schnellen lassen, sind wir bereits im Rhonetal. Trage und schmiegt hier der hier noch schmale Strom gen Süden. Aber schon liegen an seiner Seite üppige Weingärten auf den Terrassen der Berge. Im Tale stehen die ersten fremdartigen Bäume. Viniere strecken ihre weiten, tablen Äste in die Breite, während schlank Pappeln frisch und jung in den Himmel schiefen. In der Umgebung der Dörfer liegen ausgedehnte Olivenhaine, und die sich an den steilen Böden anschlängelnden Bauern-

häuser sind niedrig mit flachen, roten Ziegeldächern geworden. Sah mich dieses schöne, schon ganz südlich anmutende Bild von hohen Schornsteinen und blickem Fabrikdunst unterbrochen. Wir sind in der großen Seidenstadt Lyon. Hier amtiert der französische Ministerpräsident Herriot als Bürgermeister, und Lyon bildet das politische Zentrum des Südens als Gegengewicht zu Paris.

Weiter geht die Fahrt durch das Rhonetal in stets südlicher Richtung. Die Sonne brennt heiß durch die schmutzigen Fenstercheiben. Auf den Stationen wird von kleinen Burken Obst und Trintwasser angeboten, und doch wird die Hitze langsam unerträglich. Wir beneiden die im Flüßchen badenden Menschen und Tiere. Dicht neben der Bahnlinie führt die Autostraße entlang. Ele-

gante Wagen rasen mit dem Zuge um die Wette, bis ein Maulseilspann den Weg versperrt. Wärme und Müdigkeit bringen uns in erschöpfenden Halbschlaf, aus dem uns plötzlich der laute Ruf „Vignon!“ weckt. Diese sehr alte, im Mittelalter blühende Stadt dürfen wir nicht veräumen. Wir bilden auf ein Meer von flachen Dächern, die terrassenförmig übereinander gebaut sind. Um die Altstadt führen dicke Mauern und solide Befestigungen aus der Zeit, als es noch keine Tanks und bombenerfahrene Flugzeuge gab. Als alles überragender Bau aber streckt der Papstpalast seine steilen Wände und burgartigen Räume über die Stadt. Hier schlug einst der Papst Clemens V. seine Residenz auf, und nach ihm herrichten noch eine Reihe anderer Gegenpäpste in Avignon, die mit Unterstützung

Frankreichs die römischen Päpste bekämpften. Aus jener unruhigen Zeit des Christentums, die erst vom Konstanzer Konzil beendet wurde, ist bis heute der Papstpalast als größte Sehenswürdigkeit Avignons erhalten geblieben.

Bei der Weiterfahrt entfaltet sich die Provence mit all ihrer Pracht, mit den üppigen Gärten und den tablen Felsbergen, bis schließlich in der Ferne im glühenden Sonnenschein das freie Mittelmeer er scheint. Die Bahn bricht sich in diesen Tunneln einen Weg durch die Felsenberge bis nach der Küste. Die Luft wird kühl; ein frischer Wind weht vom Wasser her. Unruhe kommt über die Reisenden; bald ist es erreicht, das ferne Ziel, der größte Hafen Frankreichs am Mittelmeer: Marseille. Der Schiffsverkehr ist hier in einer niedrigen Felsenbucht, und vom hoch oben am Berge liegenden Bahnhof aus bestaunen wir die auf- und niedersteigende Stadt, das Gemirr der Schiffe und die über allem erhabene Kathedrale Notre Dame de la Garde. Karl Moeller.

Das heutige Arbeiterleben in Bilbao

Das Baskenland

Es ist ein elender Jüngling, der aus Santander durch unzählige Tunnel nach Bilbao fährt, aber der Eindruck dieser Reise ist dennoch sehr stark, trotzdem man schon lange vor Bilbao das karibische Gebirge mit all seiner Schönheit vergißt. Unermutet wird das Auge durch das vom Spanierreisenden beinahe vergessene Bild der Fabrikshornsteine getroffen, und, ehe man's begreift, ist man schon mitten unter Werksstätten, Fabriken, Hochöfen. Man möchte fast fragen, ob man wirklich noch diesseits der Grenze sei, ob man sich noch auf spanischem Gebiete befindet; so verschieden ist dieses industrielle Spanien von allem bisher in Spanien Gesehenen. Selbst Katalonien ist ja ganz anders, denn dort ist vorwiegend Textilindustrie, die sich nach außen hin nicht bemerkbar macht. In Bilbao dagegen ist man mitten unter Erzgruben und Schwerindustrie, Hochöfen, Walzwerke, Eisenwerke, schmiedeharte Eisenbahnen durchziehen das Gebirgsmaße, und Erze werden auf ihnen in die Wägherel gebracht.

Auch in der Hauptstadt dieses Bezirks, in Bilbao selbst, fühlt man sehr stark, daß man sich in einer Industriestadt befindet, die nicht mehr einen rein spanischen, sondern einen internationalen Charakter trägt. In den großen und sehr eleganten Cafés hört man viel französisch, englisch und deutsch sprechen; die Gruben sind zu einem großen Teile in Händen ausländischer Gesellschaften, die hier große Büros unterhalten.

Groß und belebt ist das Arbeiterortel von Bilbao, trotzdem ein bedeutender Teil der Arbeiterschaft außerhalb der Stadt in vielen kleinen Vororten, die zugleich Fabrikorte sind, wohnt. Die Zahl der Arbeiter ist sehr beträchtlich; man sagt mir, daß allein die Grubenarbeiter und die Metallarbeiter mehr als 100 000 Mann ausmachen. Natürlich ist gegenwärtig die Lage der Arbeiter schlecht. Die Arbeitslosigkeit wächst durch die allgemeine Weltwirtschaftskrise, die in Spanien noch durch eine gewisse Sabotage der Unternehmer gegen die Republik verschärft ist, dauernd an.

Eine genaue Statistik existiert hier natürlich ebenso wenig wie in den anderen spanischen Provinzen. Immerhin konnte man mir annähernd die Zahlen nennen, nämlich 12 bis 15 Tausend Arbeitslose, was bedeutet mehr als der sonstige Durchschnitt in diesem wenig industriellen Lande.

Man könnte vielleicht vermuten, daß eine solche Arbeitslosigkeit die Arbeiter radikal stimmen, und es ist eine um so erfreuliche Überraschung, daß diese Befürchtung durchaus nicht zutrifft. In der Tat, die UGL, die sozialistischen Gewerkschaften, sind hier die stärkste Arbeiterorganisation. Sie zählen über 50 000 zahlende Mitglieder. Nach ihnen kommen die nationalen Gewerkschaften, eine Spezialität des Baskenlandes, die mehr den betriebsfremden Bestrebungen als den Betriebsinteressen zugewandt sind, dann erst die Anarchosyndikalisten und schließlich die Kommunisten, die wenig zahlreich sind. Diese Entwicklung läßt sich gerade aus dem industriellen Charakter des Landes ziemlich leicht erklären. Im Baskenland entstanden die ersten sozialistischen Arbeiterorganisationen Spaniens, und der soziale Kampf nahm hier seinen Ausgang. Da aber in jenen Zeiten für den Arbeiterkampf nur eine einzige Parole galt, so ist es klar, daß die Arbeiter dieser Provinz sozialistisch war. Später haben die vielen gewonnenen Arbeitskämpfe und die immer strenger werdende Organisation die Arbeiter fester zusammengefaßt. Sie sind deshalb neuen unorganisierten Volksmassen in Unablassen. Immerhin zeigen die letzten Ereignisse gerade im Grubenbezirk von Bilbao, wo im Zusammenhang mit der Begnadigung des auffälligen Generals Sanjurjo Kundgebungen stattfanden, die einen blutigen Ausgang nahmen, daß die radikalen Elemente, wenn auch nicht zahlreich, so doch sehr aktiv sind.

Die sozialistischen Gewerkschaften führen in dem industriellen Gebiet einen sehr bemerkten und sehr harten Kampf, um die Lage der Arbeiterchaft zu bessern. Gegenwärtig geht es ihnen darum, eine

Arbeitslosenversicherung ins Leben zu rufen. Bis jetzt wird den Arbeitslosen und ihren Familien nur auf dem Wege der Wohltätigkeit geholfen: die Stadtgemeinden (pelesen sie unentgeltlich, künftig soll aber zum Zwecke der Arbeitslosenversicherung 1 Proz. vom Lohne der Arbeiter abgezogen werden, und die gleiche Summe wie die Arbeitnehmer sollen auch die Arbeitgeber leisten. Die so erhaltenen Mittel werden freilich zum weitest nicht genügen, um halbwegs ausreichende Unterhaltungsgehälter zu zahlen. Immerhin wäre damit der erste Anfang einer Arbeitslosenversicherung gemacht.

Es ist kaum zu glauben, daß im gleichen Baskenland, in dem ein so lachiger und zielbewußter Kampf geführt wird, auch für einen provinziellen und kleinbürgerlichen Patriotismus Platz ist. Und doch ist das Baskenland sehr national und eine hochburgalespanische Katholizismus. Die Basken, die außerordentlich stolz darauf sind, „reines“ arisches Blut in den Adern zu haben, und die sich als die älteste Nation Europas betrachten, wollen unbedingt ihre alten politischen Freiheiten zurückgewinnen und erstreben eine Art Selbstverwaltung, wie sie kürzlich den Katalonien zuteil geworden ist. Jedoch, wenn es in Katalonien eine izzierende, d. h. eine Unparteilichkeit, gibt, die die autonomen Bestrebungen mit gewissen sozialen Idealen zu verbinden sucht, so sind es im Baskenland hauptsächlich die Rechtsleute, die sich von Spanien in ihrer inneren Verwaltung isolieren wollen. Zunächst existierte ein Projekt, wonach die drei baskischen Provinzen mit der Provinz Navarra ein gemeinsames Statut bekommen sollten. Doch bei der Zusammenkunft der Bürgermeister aus diesen Gebieten erries es sich, daß die Basken gar nicht willens sind, zusammen mit den Basken vorzugehen, vielmehr, weil sie befürchten, daß die viel mächtigeren und reichereren Basken sie leicht unterdrücken könnten, vielmehr aber auch, weil die Basken von Navarra nicht als baskisch angesehen werden.

Die baskischen Länder und Lunge sind nicht mit Unrecht berühmt geworden.



(38. Fortsetzung.)

Jetzt hatte die Begeisterung erheblich nachgelassen. Nur selten noch ließ sich jemand sehen. Wenn jemand kam, war die erste Frage: „Noch kein Erfolg?“

Es fiel Grete schwer, immer nein sagen zu müssen. Sie war gezwungen, den mühsamen Besuchern Mut zuzusprechen, Hoffnung zu machen, während sie selbst am liebsten nach Hause gegangen wäre und sich ins Bett gelegt hätte. Ihr war nicht gut, sie sah von Tag zu Tag blässer aus.

Sogar Robert war schon aufmerksam geworden, obwohl er selber den Kopf voller Sorgen hatte. Ihm war auch gekündigt worden — nicht allein, sondern mit allen anderen zusammen. Der Konzern hatte seine ursprüngliche Absicht aufgegeben und wollte den Berliner Zweigbetrieb vollständig schließen.

Der Betriebsrat hatte sich an die Gewerkschaft gemeldet, die beim Minister Einspruch gegen die Stilllegung erhoben hatte. Nun hofften sie von Tag zu Tag auf Bescheid. Bitterkeit gelang es doch noch, das Auserkies zu verhindern.

Wenn Robert trotzdem aufmerksam wurde, so lag das daran, daß Grete, trotz der größten Mühe, die sie sich gab, die Beldwunden, von denen ihre Schwangerschaft schon jetzt begleitet wurde, nicht verheimlichen

konnte. Sie litt ständig unter Uebelkeit und Erbrechen.

Am wohlsten war ihr, wenn sie nichts aß. Das hielt sie aber nicht lange aus. Qualität sie sich dann mühsam eine Stulle herunter, dann brach sie das Gegefesse fünf Minuten später wieder aus. Es war eine endlose Quälerei.

Sie war schon zum Arzt gewesen, der ihr Tropfen verschrieben hatte. Er verträufelte sie. „Das verliert sich später wieder“, sagte er. „Nur nicht den Kopf verlieren. Den meisten jungen Frauen geht es so.“

Er war ein viel zu stark beschäftigter Kassenarzt, um jeden Patienten lange und eingehend unterzuchen zu können. Sonst hätte er — vielleicht — das MagenGeschwür bei ihr festgestellt.

Grete nahm regelmäßig die Tropfen, ohne daß es besser wurde. Sie magerte bei dem ungenügenden Essen zulehends ab.

Und alle kamen zu ihr und wollten von ihr, die selbst so trostbedürftig war, Rat und Zuspruch holen.

„Werden wir denn überhaupt was erreichen mit unserem Streik?“ — „Wenn nun der Chef nicht nachgibt?“ — „Hat er sich denn noch nicht von euch sprechen lassen?“ — „Wie lange, denkst du, werden wir das noch durchführen müssen?“ — „Hättet ihr man damals nicht gleich jemand vom Verband kommen lassen, dann wäre der Alte nicht so dickköpfig geworden!“ — „Wenn wir bloß nicht diesen verrückten Streik angefangen hätten!“ — „Wir hätten vernünftig sein und uns mit den fünfzehn Prozent einverstanden erklären sollen. Dann hätten wir jetzt unsere Arbeit — so können wir vielleicht Jahre hindurch stempeln gehen!“

Für alle diese und hundert ähnliche Fragen und Meinungen sollte Grete Antworten und Gegengründe bereit haben. Sie gab sich die größte Mühe, hier Mutlosen Hoffnung zu machen — „Ihr dürft nur nicht den Kopf verlieren, dann schaffen wirs schon!“ — dort Quengelnden den Kopf zurechtzusetzen — „Redet nicht solch dummes Zeug, ihr habt es doch selbst so gewollt!“ ... konnte es aber nicht verhindern, daß die Zahl der Entmutigten mit jedem Tage größer wurde. „Meine Mutter schimpft den ganzen Tag mit mir. Beshalb wir Mädels streifen müssen“ fragt sie mich. „Das sollen wir den Männern überlassen. Was soll ich ihr antworten, Grete?“ — „Mein Vater hat mir gesagt, was ich mache, ist ihm egal. Aber ich soll mich am Ersten nicht ohne Kostgeld bilden lassen, sonst kann ich was erleben!“ — „Ich wollte mir so gern noch ein Kleid machen lassen — jetzt kann ich immer weiter in dem alten Fummel rumlaufen!“

So ging das von morgens bis abends. Grete fürchtete sich schon davor, morgens hinzugehen. Als wenn sie schuld daran wäre! Dabei hatte sie von Anfang an dagegen gesprochen. Aber kein Mensch hatte darauf gehört. Man hatte ihr Feigheit vorgeworfen — und jetzt kam das, was sie vorausgesehen hatte: Man ließ sie im Stich! „Möchten sie drei: Martha Wiesener, Lucie Schmidt und sie, sehen wo sie blieben. Für die anderen war jetzt jeder selbst der Nächste. Als die eine die Bemerkung machte: „... ich wollte mir so gern noch ein Kleid machen lassen — jetzt kann ich immer weiter in dem alten Fummel rumlaufen!“ — erinnerte sich Grete ihres Mantels. Wie lange war es her, daß auch sie so ähnlich gesprochen hatte? Ein Jahr — eine Ewigkeit?

Ach wo — noch nicht fünf Monate — kein halbes Jahr — und doch kam es ihr vor, als läge es schon unendlich weit zurück. Wie

glücklich war sie — trotz allem — damals gewesen.

Und heute —? Lieber nicht daran denken! Wenn Robert jetzt auch noch seine Arbeit verlor, war alles entzwei. Alles Hoffen, Wünschen, Träumen — beide ohne Arbeit — und sie ermartete ein Kind. — Sie mußte wieder auf die Toilette gehen und sich übergeben. Sie war noch einmal zum Arzt gewesen. Er hatte ihr, ohne sie zu unterzuchen, wieder die gleiche Medizin verschrieben und sie zum Durchhalten ermahnt.

„Wenn das Kind erst da ist, lachen Sie über alles, was vorher war!“

Oh, der hatte gut reden! Der konnte sich nicht denken, wie sterbend ihr manchmal war. Jetzt bekam sie noch dazu immer heftige Schmerzen in der Magengegend —

Die übrigen, die zum Streikausbruch gehörten, unterstützten sie nach Kräften, aber der eigentliche Mittelpunkt blieb doch immer Grete Wollmer. Als sie an einem Tage zu Hause geblieben war, weil sie sich zu schlecht fühlte, mußte sie am nächsten Morgen versterkte und offene Vorwürfe mit anhören.

„Na ja, wir streiken, und das Fräulein kümmert sich gar nicht darum!“ — „Wozu haben wir dich denn zum Leiter gewählt, wenn du einfach nicht kommen willst?“ So ging es in einem fort.

Es fiel immer schwerer, die Streikposten zusammenzubringen. Jede sträubte sich nach Möglichkeit. Entweder, sie hatten etwas vor, oder sie erklärten rund heraus: ... sie hätten keine Lust, sich wie die Affen stundenlang mit einem Schild um den Hals vor dem Haus hinzustellen!

„Der Schmeißer sieht einen immer so an, wenn er kommt“, sagte eine Lageristin. „Schließlich wird man deshalb noch rausgeschmissen!“

(Fortsetzung folgt.)